

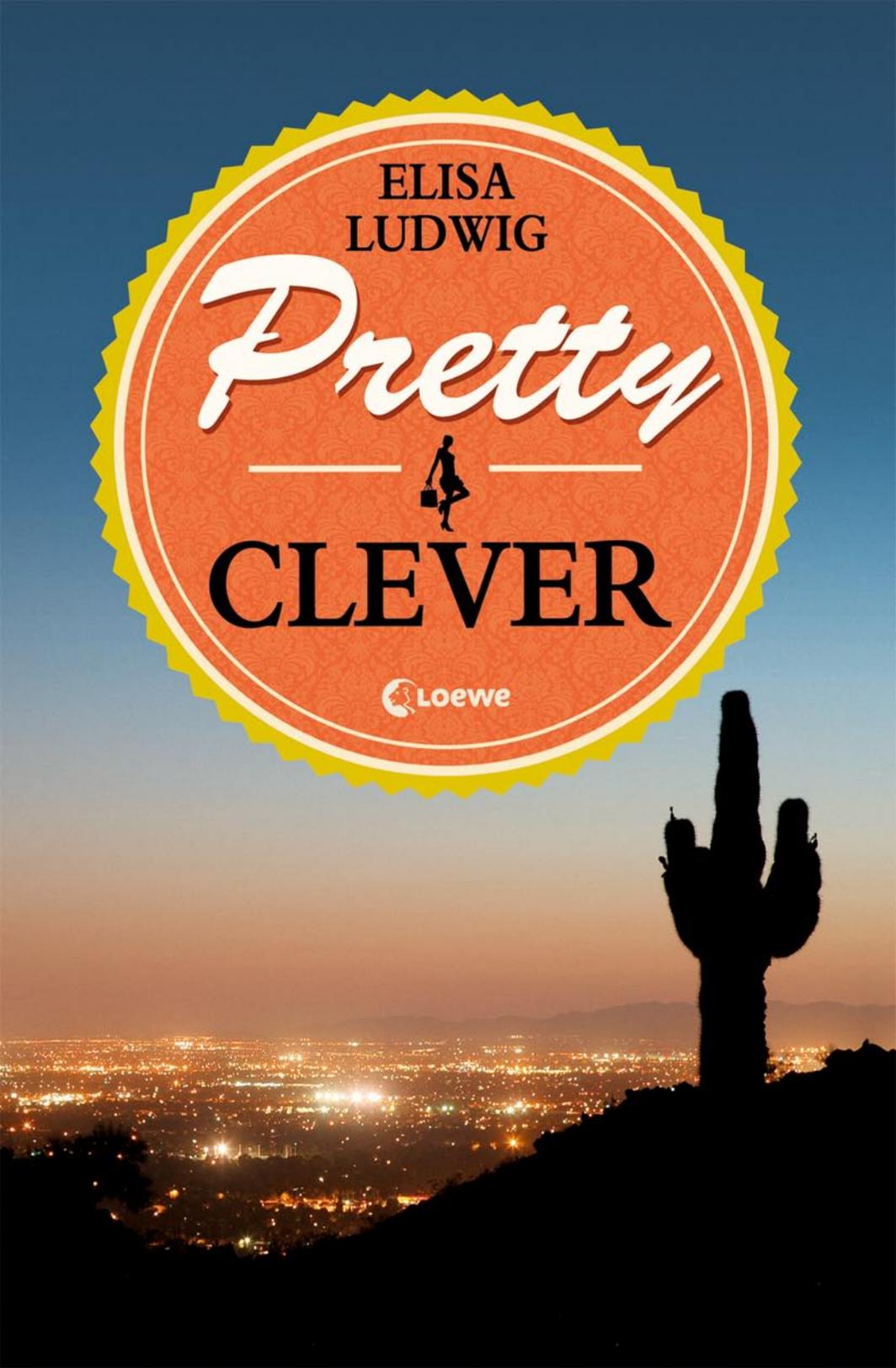
ELISA
LUDWIG

Pretty



CLEVER

 Loewe





Aus dem Amerikanischen übersetzt von Bea Reiter

Unverkäufliche Leseprobe





ISBN 978-3-7855-7534-5

1. Auflage 2013

Copyright © 2012 by HarperCollins Publishers
Die Originalausgabe ist bei Katherine Tegen Books,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York,
unter dem Titel *Pretty Crooked* erschienen.

Published by arrangement with HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen.
© für die deutschsprachige Ausgabe 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Bea Reiter
Umschlagmotive: shutterstock/piotr beym und
iStockphoto.com/Kristina Velickovic
Umschlaggestaltung: Christian Keller
Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

*FÜR JESSE –
die Maid Marian meines Robin Hood,
der Clyde für meine Bonnie und
der Dieb meines Herzens*

Prolog

Weiter, weiter, weiter!, feuerte ich mich in Gedanken an. Ich hatte einfach nicht mehr genug Luft in den Lungen, um mich lauthals anzuspornen, während ich mich auf meinem Fahrrad einen steilen Hügel hochquälte. Ich stemmte meine Beine in die Pedale, als würde mein Leben davon abhängen. Was auch tatsächlich der Fall war. Normalerweise hätte ich den Druck auf meiner Brust, das gummiartige Gefühl in meinen Oberschenkeln und die körperliche Anstrengung auf einer derart anspruchsvollen Strecke genossen. Doch diese Situation war alles andere als alltäglich. In der zähen Dunkelheit der Wüstennacht waren die Schwerkraft und das Gelände meine Gegner, und so sehr ich auch kämpfte – mein Körper war am Verlieren.

Zum x-ten Mal wurde ich daran erinnert, dass mein altes Cruiser-Fahrrad nicht für diesen Wüstenboden gebaut worden war. Irgendwann, wenn ich endlich meinen Führerschein hatte, würde ich diese kleinen Nebenstraßen ohne Probleme befahren können, so wie Aidan mit dem Porsche seines Vaters. Allerdings nur unter der Voraussetzung, dass ich es lebend hier rausschaffte.

Unter heftigem Keuchen strampelte ich weiter, während ich mich weit nach vorn beugte, um mein altes Rad anzutreiben. Der Wind zerrte an der Kapuze meines Pullis und verspottete

mich mit seiner Leichtigkeit. In der Ferne heulten Kojoten; ihr hohes Jaulen hörte sich an wie Ballons, aus denen die Luft entwich. Oder war es das Geräusch des Schicksals, das mich einholte?

Ich bin völlig fertig, dachte ich.

Als ich schon fast oben auf dem Hügel war, fiel mein Blick auf den dichten Teppich aus niedrigen Büschen zu beiden Seiten des Asphalt, die Silhouette zerklüfteter Berge am Horizont und den tintenschwarzen Abendhimmel, der alles überspannte. An einigen Stellen sah ich die Lichter von Häusern, die sich in die Dunkelheit duckten, doch abgesehen davon gab es hier draußen nur wenige Anzeichen von Leben. Die Leere, die mir an der Wüste von Arizona so gefallen hatte, kam mir jetzt nicht mehr wie ein Versprechen, sondern eher wie eine Drohung vor.

Plötzlich begannen heftige Zweifel an mir zu nagen. Wie lange konnte ich dieses Tempo noch halten? Selbst wenn mir die Flucht gelang, wo wollte ich hin? Und was würde ich tun, wenn ich erst einmal dort war?

Ich musste an Tre denken, daran, dass ich ihm versprochen hatte, vorsichtig zu sein. *Glaub mir, Willa, wenn ich dir sage, dass es das einfach nicht wert ist*, hatte er gesagt. *Du fliegst von der Schule. Das würden dir deine Eltern sicher nie verzeihen.*

Sämtliche infrage kommenden Konsequenzen schossen mir durch den Kopf. Die Enttäuschung auf dem Gesicht meiner Mutter. Die Entrüstung auf Mr Pages Gesicht, wenn er mir mitteilte, dass ich der Schule verwiesen wurde. Cherise, die den Kopf schüttelte. Tre, der mir sagte, er hätte es mir ja gleich gesagt. Und Aidan mit seinem wissenden Lächeln – obwohl, aus irgendeinem merkwürdigen Grund hatte ich das Gefühl, dass er der Einzige war, der verstehen würde, warum ich es getan hatte.

Aber das würde alles nicht passieren. Bis jetzt hatte ich Glück

gehabt. Ich brauchte nur noch ein kleines bisschen mehr davon, um das hier zu überstehen.

Bitte, Gott, dachte ich, lass mich einfach davonkommen – nur dieses eine Mal noch – und ich verspreche dir, dass ich nie wieder Mist baue. Tu mir den Gefallen, Gott, bitte.

Allerdings war mir klar, dass ich beim Allmächtigen nicht gerade hoch im Kurs stand. Meine Mom war Pseudo-Buddhistin und wenn sie mich mal in eine Kirche mitgenommen hatte, dann nur, um mir die Architektur zu zeigen. Ich war keine komplette Atheistin, doch meine eher zwanglose Beziehung zu Gott hatte wohl nicht viel Gewicht, wenn es darum ging, um einen Gefallen zu bitten. Nicht einmal jetzt.

Ich war so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht bemerkte hatte, wie ich oben auf dem Hügel angekommen war. Die Straße war jetzt wieder flach und ich fuhr durch ebenes Gelände. Jetzt hätte alles einfacher sein müssen. Doch irgendetwas stimmte nicht. Meine Beine wussten es, bevor mein Gehirn es registrierte, denn sie strampelten einfach weiter, obwohl ich nicht vorwärtskam. Es fühlte sich an, als würde ich *langsamer* werden, als würde ich durch Treibsand fahren.

Es lag vielleicht an meiner Angst oder an dem Sauerstoffmangel, aber in diesem Moment wurde auch mein Gehirn langsamer. Es legte sozusagen den Rückwärtsgang ein. Ich konnte nicht länger daran denken, was als Nächstes kam. Ich konnte nur noch daran denken, warum ich in diese Situation gekommen war. Warum ich gerade allein und zitternd vor Angst durch die Wüste fuhr. Und warum ich kurz davor war, alles zu verlieren.



Für die Einheimischen war es vermutlich ein ungewohnter Anblick: ein etwas klein geratenes blondes Mädchen in Minirock und Schnürstiefeln, das an einem Septembermorgen auf einem knallorange lackierten Fahrrad der Marke Schwinn Suburban Baujahr 1970 durch die Wüste strampelt. Vielleicht war das auch der Grund dafür, warum die Idioten in den SUVs und Sattelschleppern beim Überholen hupten und mich anbrüllten.

Ich war neu hier. Woher sollte ich denn wissen, dass es keinen Fahrradweg gab?

Das Schwinn war mein wertvollster Besitz – ich hatte es auf einem privaten Flohmarkt gekauft und mit verchromten Radabdeckungen, einem mit Knautschsamt bezogenen Sattel und einem Vorderlicht (damit ich auch nachts fahren konnte) ausgestattet. Es war zudem meine einzige Möglichkeit, zur Schule zu kommen. Daher blieb mir nichts anderes übrig, als zu meiner persönlichen Verrücktheit zu stehen und voller Stolz zu lächeln, während ich am Straßenrand entlangfuhr.

Autos, frisst meinen Staub.

Tatsache war, dass ich mich gar nicht anders fortbewegen wollte. Die Aussicht von meinem Sattel war gigantisch. Bei dreißig Stundenkilometern und so nah am Boden konnte ich alles

erkennen – die Kakteen, die wie die Hände eines Riesen wirkten, die Sukkulenten, an denen Blüten in Orange, Gelb und Rosa klebten, die struppigen Kugeln des Steppenläufers. Die Luft duftete wie würziger Weihrauch. Vom Himmel über mir stürzten sich riesige Falken herab. Und am Horizont ragten die geisterhaften Umriss von Bergen auf, Schichten aus Blau und Bernstein gelb, wie gefärbter Sand in einer Glasflasche. Ich war fünfzehn Jahre alt und hatte im Laufe der Jahre an vielen Orten gelebt – zwölf, wenn ich richtig gezählt hatte –, doch nirgendwo war es so traumhaft schön gewesen wie hier.

Paradise Valley, Arizona.

Und gefunden hatte es natürlich meine Mom, die Malerin. Wir waren immer umgezogen, wenn ihr nach etwas Neuem war. In schöner Regelmäßigkeit verkündete sie, dass wir von vorn anfangen mussten. Sie hatte dann immer einen ganz bestimmten Ausdruck in den Augen – so ähnlich wie bei Leuten, die glasige Augen bekommen, wenn sie Fieber haben –, und wenn es mal wieder so weit war, ging sie ins Internet und suchte den nächsten Ort für uns aus. Danach dauerte es nur ein paar Stunden, bis sie anfing, alten Lipgloss auszusortieren und Klamotten auf das Bett zu werfen.

Doch dieses Mal war es anders gewesen. Genau genommen war es eine Glückssträhne gewesen. Wir wohnten schon fast ein Jahr in Kalifornien, in Castle Pines. Vor ein paar Monaten kam ich dann einmal von der Schule nach Hause und sah meine Mom auf der Treppe unseres Bungalows sitzen. Sie drückte mir einen Smoothie in die Hand und erzählte mir die gute Nachricht. Einige ihrer Bilder waren bei einer Auktion verkauft worden, für viel Geld. Sehr viel Geld. Ein Geldregen sozusagen.

Wir fingen an zu kichern, als sie die Zahl auf ein Stück Papier schrieb. So viele Stellen. Ich konnte es gar nicht glauben. Das war der Durchbruch, auf den wir all die Jahre gewartet hatten.

Jetzt könnten wir uns ein schöneres Haus leisten, sagte sie, und sie wusste auch schon, wo wir hinziehen würden, wenn der Mietvertrag für das Haus in Castle Pines im August auslief. Sie ging ins Internet, rief die Website eines Immobilienmaklers in Arizona auf und zeigte mir ein Angebot für das Haus in der Morning Glory Road.

»Morning Glory«, sagte sie, während sie den Kopf auf die Seite legte und ihre Silberohrringe leise klimperten. »Das klingt so frisch und unverbraucht.«

Ich würde die zehnte Klasse an einer neuen Schule beginnen. Doch dieses Mal würde es eine Privatschule sein, darauf bestand meine Mom. Sie hatte schon alles geplant.

Und deshalb saß ich jetzt auf meinem Rad und fuhr zu dieser Privatschule. Wahrscheinlich fühlte man sich so, wenn man im Lotto gewann. In der einen Minute isst man Tütensuppen, in der nächsten hat man einen Termin mit einem Innenarchitekten. Wir waren erst seit ein paar Tagen in der Stadt und in Gedanken verpasste ich mir immer noch Ohrfeigen, um sicher zu sein, dass ich mir das alles nicht nur einbildete. Diese teure Gegend. Wir? Hier?

Echt?

Es fühlte sich irgendwie falsch an, so als würde meine Mom gleich »Reingefallen!« rufen.

Und während ich durch diese unglaubliche Gegend fuhr, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als dass ich mich irrte.

Immer mehr Rasenflächen und Bäume verdrängten die braunen Flächen, je näher ich dem Zentrum der Stadt kam, die, wie ich jetzt feststellte, eigentlich gar keine Stadt war – die Häuser waren einfach nur dichter nebeneinandergebaut. Weitläufige Anwesen im spanischen Stil, deren Mauerputz in verschiedenen Abstufungen von Eierschalenweiß, Pfirsichrosa oder Zitronencremegelb gestrichen war, verteilten sich äußerst dekorativ

über das jeweilige Grundstück. Und jedes einzelne davon hatte einen Pool.

Nicht schlecht.

Ein roter Jeep neben mir wurde langsamer, bis er auf gleicher Höhe mit mir fuhr.

»Hey, Sexy!«, brüllte ein fast kahler Mann aus dem Fenster.

»Ich finde auch, dass mein Fahrrad sexy ist«, schrie ich zurück. »Sie sollten sich mal mein Steuerrohr ansehen!«

Dann bedachte ich ihn mit einer Geste, die ich vor Kurzem in einer Krimiserie gesehen hatte. Ich hoffte nur, dass es kein Gangzeichen war.

In diesem Moment sah ich von der Straße aus den Eingang zur Schule, neben dem ein kleines weißes Schild auf einen Pfosten montiert war: *VALLEY PREPARATORY SCHOOL, PRIVAT-SCHULE, GEGRÜNDET 1952.*

Als ich die Einfahrt hochstrampelte, ragten die Schulgebäude vor mir auf, alle in einem schlichten, eleganten Stil gehalten, mit viel Beton und Glas, umgeben von riesigen Felsbrocken, die golden in der Sonne schimmerten. Es sah aus wie gemalt und tatsächlich genauso wie auf den Fotos, die auf der Website abgebildet waren. Ordentlich beschriftete Schilder wiesen den Weg zum Campus der Oberstufe, dem Campus der Unterstufe, der Sporthalle, dem Weston-A.-Block-Kunstzentrum mitsamt Galerie und dem Arboretum, einem zwölf Hektar großen Waldgarten mit künstlich angelegtem Teich. Irgendwie hatte ich den Eindruck, als wäre das hier gar keine Schule, sondern eher eine Art luxuriöser Bildungstempel.

Ich stand mit offenem Mund da und starrte die Gebäude an. Natürlich hatte ich Fotos von dem Gelände gesehen, aber es war dann doch etwas anderes, tatsächlich davorzustehen. Eigentlich fand ich es ziemlich cool.

Vor dem Eingang zu dem Gebäudeteil, in dem die Oberstufe

untergebracht war, parkten einige teure Autos: BMWs, Jaguars, Range Rovers. Hinter mir, am Eingang zur Unterstufe, begleiteten Eltern ihre Kinder, die Schulblazer zu karierten Röcken oder gestreiften Krawatten trugen, die Treppe hinauf.

Hier war ich richtig, keine Frage. Geld wie Heu.

Und hier sollte ich zur Schule gehen. Ich konnte es kaum glauben.

Ich fuhr weiter, während mein Herz so schnell klopfte, dass ich schon Angst hatte, mir würde gleich eine Schlagader platzen. Dann sah ich plötzlich etwas Weißes aufblitzen ...

Etwas Weißes, das stark glänzte. Die Seite eines VWs, der mir den Weg abschnitt.

Ich kippte nach hinten, doch vorher schoss meine Hand zum Lenker und drückte die Hupe. Sie klang wie das Horn eines sinkenden Schiffes. Und dann sank *ich*, zu Boden nämlich.

»Oh, mein Gott!«, rief das Mädchen am Steuer des Wagens, nachdem der VW mit kreischenden Bremsen zum Stehen gekommen war. »Habe ich dich angefahren?«

»Wie man's nimmt.« Ich lag immer noch auf dem Asphalt und tastete mich nach Knochenbrüchen oder Löchern in der Kleidung ab.

Das Mädchen stellte den Motor ab und stieg aus dem Auto. Sie war schwarz, hatte eine wilde Haarmähne, in der helle Strähnen schimmerten, und trug einen Jeansblazer zu grauen Skinny Jeans. »Bist du verletzt?«

»Nur ein bisschen erschrocken, aber ansonsten geht's mir gut«, erwiderte ich, während ich mich aus der Hocke aufrichtete. Meine Beine knickten nicht unter mir weg, was ich äußerst beruhigend fand.

»Tut mir echt leid. Hier fährt sonst nie jemand mit dem Rad rum. Damit habe ich nicht gerechnet ... ich hab dich einfach nicht gesehen ...«

Ich schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. »Schon okay. Wirklich.«

»Soll ich dich zur Schulschwester bringen?«

»Nicht nötig«, meinte ich. Ich tat mein Bestes, um wie jemand zu wirken, der nicht von einem Auto angefahren worden war. Gleich am ersten Schultag im Büro der Krankenschwester zu landen, war das Letzte, was ich wollte.

»Bist du sicher? Du hast vielleicht einen Schock oder so.« Sie beugte sich vor und starrte mir ins Gesicht, als würde sie mich untersuchen. Ihre braunen Augen, die sie mit silbernem Lid-schatten betont hatte, sahen mich besorgt an. »Mein Vater ist Arzt. Mit so was kenne ich mich aus.«

»Ganz sicher.« Ich lächelte und wackelte mit den Fingern, damit sie sehen konnte, dass es mir gut ging. »Aber danke, das ist nett von dir.«

Sie zuckte mit den Schultern und hob die Hände. »Wenn du meinst ... Na ja, dann sollte ich jetzt mal mein Auto parken.«

Ich winkte sie weiter. Inzwischen war mir das Ganze extrem peinlich. Musste denn der erste Mensch, den ich hier kennenlernte, ausgerechnet der sein, der mich fast umgebracht hätte?

Toll gemacht, Willa. Ganz toll gemacht.

Ich stellte mein Rad in den Fahrradständer, wo es, wie das Mädchen eben schon gesagt hatte, das einzige war. Dann tätschelte ich kurz den Sattel, wie um dem Rad zu versichern, dass ich bald wieder zurück sein würde.

Am Bordstein blieb ich stehen und zog mein schwarzes ärmelloses Lieblingsoberteil, das mit einer Reihe von Perlmutterknöpfen versehen war, gerade. Ich war so nervös, dass meine Finger kribbelten – die übliche Aufregung am ersten Tag an einer neuen Schule, gepaart mit einer gehörigen Dosis Adrenalin, die meinen Körper vor die Wahl stellte: Kampf oder Flucht.

Egal. Ich hatte die Begegnung mit dem Jetta unversehrt überstanden. Vorwärts in die Zukunft. Oder so ähnlich.

Achtung Aufnahme. Klappe, die zweite ... und Action!

Ich holte tief Luft und versuchte, meine Fassung wiederzufinden. Dann gesellte ich mich zu den Schülern, die sich auf dem gepflasterten Fußweg drängten. Sie begrüßten sich überschwänglich und sprachen über die Ferien.

»Wir waren auf den Malediven«, sagte ein großes braun gebranntes Mädchen rechts von mir. »Nächsten Sommer musst du aber echt mitkommen.«

Das Mädchen neben ihr nickte. Sie hatte eine Chanel-Handtasche über der Schulter und trug eine weiße Seidenbluse. Ihre blonden Haare waren im Nacken zu einem aufwendigen Knoten geschlungen. »Das Jachtrennen soll ja sagenhaft gewesen sein.«

Ich folgte den anderen durch das Tor eines Bogengangs in einen Innenhof, in dem Bougainvilleen in Blumenampeln wuchsen, ein Brunnen munter vor sich hinplätscherte und die Schüler zu zweit oder zu dritt zusammenstanden und vermutlich darauf warteten, dass es zum Unterrichtsbeginn läutete. Im Laufe der Jahre hatte ich schon eine Menge Schulen besucht, doch keine hatte so einen *reichen* Eindruck gemacht. Die Schüler rochen förmlich nach Geld – nicht nur Kleidung, Schmuck und Taschen sahen teuer aus, auch Zähne, Haut und Haare.

Selbst der Junge, der auf der anderen Seite des Innenhofs auf einer Bank lag, wirkte adrett und gepflegt, als wären sein ausgebleichenes Poloshirt und die etwas zu langen, leicht zerzausten Surferhaare direkt aus einem Modekatalog. Penner im Collelook – war das vielleicht gerade Trend?

Zum zweiten Mal an diesem Morgen kam ich mir fehl am Platz vor, und dieses Mal lag es nicht nur an meinem Rad. Es lag daran, wie ich aussah. Wie jedes Mädchen in meinem Alter

interessierte ich mich natürlich für Mode, hatte bisher aber immer Secondhand-Sachen gekauft und das, was ich sonst noch brauchte, selbst genäht. Ich hatte meinen eigenen Stil – schließlich konnte nicht jede eine Kunstpelzjacke mit Schulterpolstern tragen. Und an den staatlichen Schulen, wo, wenn es um Mode ging, alle möglichen Stile und Katastrophen an der Tagesordnung waren, schien es sowieso niemanden zu interessieren, was ich anhatte. Aber als ich jetzt durch den Innenhof ging, spürte ich, wie mehrere Augen auf meinen Rock ohne Designerlabel gerichtet waren. Augen von der schlimmsten Sorte.

Mädchenaugen.

Okay, ich geb's zu, es war gut möglich, dass ich vor Mädchen ein bisschen Schiss hatte. Auf den anderen Schulen war ich meist mit Jungs befreundet gewesen. Wenn man neu war, war es eben einfacher, sich ein paar Jungs zu suchen, mit denen man abhängen konnte. Die Mädchencliquen wollten fast nie neue Mitglieder in ihren Reihen, während die Jungs so etwas wie soziale Schwammtücher waren – sie hatten überhaupt kein Problem damit, die Neuen aufzusaugen und in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Es gab keine Eifersüchteleien, keine Hassausbrüche, kein Statusgerangel. Ich ging davon aus, dass es hier genauso sein würde, daher hielt ich schon mal Ausschau nach potenziellen Kandidaten, die sich als Kumpels eigneten.

Ich ging durch die Flügeltür aus Glas, um nach meinem Spind zu suchen. Obwohl sich der Campus über achtzig Hektar erstreckte, war Valley Prep ziemlich klein, vor allem im Vergleich zu meiner letzten Schule. Auf der Website hatte ich gelesen, dass es in jeder Jahrgangsstufe nur hundertfünfzig Schüler gab, daher kannte wohl jeder jeden – zumindest hatte ich diesen Eindruck, als ich ständig irgendwelchen Mädchen ausweichen musste, die sich in die Arme fielen und lautstark »Oh, mein Gott!« quietschten.

Ich öffnete meinen Spind, starrte in die gähnende Leere hinter der Tür und versuchte, positiv zu denken. Der erste Tag war immer am schwersten, aber es war nur *ein* Tag. Jetzt waren mir noch alle fremd, doch irgendwann würde ich wissen, wer sie waren, sagte ich mir. Ich würde ihre Namen kennen und ihre Geschwister, würde wissen, mit wem sie befreundet waren und wer von ihnen die Neuen in ihrem ersten Jahr an der Oberstufe zum Weinen brachte. Irgendwann würden die Puzzleteilchen sich zusammenfügen wie kleine Pixel und ein Bild ergeben.

Dieser Gedanke beruhigte mich, genauso wie der Lippenbalsam, den ich noch schnell auftrug. Dann warf ich einen Kontrollblick in meinen Taschenspiegel. Meine Haare sahen gut aus und wirkten raffiniert zerzaust, selbst nach meinem Sturz mit dem Rad. Auf meinen Wangen tummelten sich immer noch Sommersprossen. Und auch die Schicht Wimperntusche, die meine haselnussbraunen Augen betonen sollte, wirkte wie frisch aufgetragen.

Na dann los. Auf in den Kampf.

Ich ließ ein paar Mädchen an mir vorbeigehen, dann sah ich nach links und rechts und marschierte los.

Wenn ich eines in meinem Leben gelernt hatte, dann das: Der erste Tag an einer neuen Schule ist so eine Art verdeckte Operation. Man beobachtet. Man übt sich in Geduld. Man wartet auf eine gute Gelegenheit. Und dann – aber nur dann – tut man den ersten Schritt.

»Hey, warte«, rief jemand hinter mir. Zuerst dachte ich, es wäre jemand anders gemeint, doch als ich die Stimme noch einmal hörte, drehte ich mich um. Es war das Mädchen vom Parkplatz. Sie hatte die Stöpsel ihres iPods in den Ohren und trug einen braunen Lederrucksack über der Schulter. »Wo gehst du hin?«

»Zu meiner Klassenlehrerin.« Ich faltete den Stundenplan

auseinander, den ich per Post bekommen hatte, und suchte nach dem Namen. »Davenport.«

»Ich auch.« Als sie lächelte, erschienen auf beiden Seiten ihrer mit rosa Gloss überzogenen Lippen tiefe Grübchen. Sie bedeutete mir, ihr zu folgen. »Ich bring dich hin.«

»Du brauchst mich nicht – «

»Oh doch. Das mache ich immer so.« Während ich neben ihr herging, wurde mir klar, dass es nicht nur ihr Lächeln war – ihr ganzes Gesicht strahlte Offenheit und Wärme aus. »Wenn ich jemanden fast umbringe, biete ich mich hinterher immer als Begleitservice an. Aber abgesehen davon kann es durchaus passieren, dass du im Filmstudio für Knetanimation landest oder, wenn es ganz übel kommt, im Raum der Robotertechnik-AG. Die Technikfreaks werden dich bei lebendigem Leib auseinandernehmen.«

Ich lachte. »Ich habe tatsächlich öfter mal Albträume, in denen es um Roboter geht.«

»Hab ich's doch gewusst.« Als wir um die Ecke bogen und einen anderen Teil des Gebäudes betraten, war ich froh, dass sie bei mir war. Ich wusste, ich hätte mich sofort verlaufen und wäre dann wie ein verirrtes Schaf herumgestakst, was mich sofort als »die Neue« verraten hätte. Jede Menge Schüler begrüßten uns – na ja, *sie*, wenn man's genau nimmt –, als wir an ihnen vorbeikamen, und sie wechselte mit jedem ein Wort. Im Treppenhaus hielt sie mir die Tür auf. »Du bist also die Neue.«

»Ist das denn so offensichtlich?«, fragte ich.

»Nichts für ungut, aber Ja, man sieht es sofort. Wenn man seit einer Ewigkeit hier ist, so wie ich, erkennt man die Neuen schon von Weitem. Und dein Fahrrad verrät dich sowieso.«

»Wie lange ist eine Ewigkeit?«

»Ich habe hier quasi lebenslänglich. Ich bin schon seit der Vorschule an der Valley Prep.«

»Wow«, erwiderte ich. »Das ist ziemlich lange an einem Ort.« Natürlich musste ich dabei an meine Tournee durch das amerikanische Bildungssystem denken, die mich quer über den Kontinent geführt hatte.

»Das war ernst gemeint.« Sie seufzte. »Wir mussten Uniformen tragen, mit Röcken und so. Gott, was bin ich froh, dass *das* vorbei ist. Jetzt gibt es nur noch diese bescheuerte Kleiderordnung – keine T-Shirts, keine Mützen oder Hüte, keine Nuttenklamotten. Aber damit kann ich leben.«

Sie knöpfte ihren Blazer auf und zeigte mir ein T-Shirt mit dem Aufdruck *HELLA KITTY*.

»Raffiniert«, meinte ich anerkennend. Vielleicht hatte ich ja endlich mal ein Mädchen kennengelernt, mit dem ich mich gut verstehen würde.

Wenig später hatten wir unser Klassenzimmer erreicht und setzten uns an einen langen Tisch. Sie zog die Stöpsel aus ihren Ohren.

»Was hast du gerade gehört?«, fragte ich.

»Was Altes. *Midnight Marauders* von A Tribe Called Quest. Q-Tip ist einfach Kult. Willst du mal?« Sie gab mir die Stöpsel und ich steckte sie mir in die Ohren. Unwillkürlich fing mein Kopf an, sich im Takt der Musik zu bewegen.

Jetzt wippte auch ihr Kopf hin und her. »Das ist genau mein Ding. Der Song kriecht dir sofort ins Gehirn. Wenn ich auflege, ist das immer der erste Track, den ich spiele, um die Leute in Stimmung zu bringen.«

Ich schaute mich um, weil es mir ziemlich peinlich war, in einem Klassenzimmer einen Sitztanz zum Besten zu geben. »Die nimmst du besser wieder«, sagte ich. »Sonst tue ich vielleicht etwas, was ich hinterher bereuen könnte. Locking und Popping zum Beispiel.«

Sie lachte und warf den Kopf zurück, während sie die Ohr-

stöpsel um ihren iPod wickelte und ihn in ihrem Rucksack verstaute. »Hey, wir brauchen hier ein paar B-Girls.«

Unsere Klassenlehrerin kam herein, eine stämmige Frau mit kurzen grau melierten Haaren und einer Brille mit runden Gläsern. Sie stellte sich als Ms Davenport vor. Dann fing sie an, die Schulordnung durchzugehen: offizielle Regeln bei Zuspätkommen, Kaugummikauen, Tragen von Hüten und Mützen.

»Und noch mal Entschuldigung wegen der Sache auf dem Parkplatz«, flüsterte das Mädchen. »Ach, übrigens – ich heiße Cherise Jackson.«

»Willa«, erwiderte ich. »Willa Fox.«

Und dann ging der Alarm los.

Wenn ich sage »ging los«, meine ich volle Kanne auf die Ohren. Sozusagen die Glocken der Apokalypse.

Ein Riesenchaos entstand, als alle im Klassenzimmer aufsprangen und zur Tür rannten, einschließlich einer höchst beunruhigt aussehenden Ms Davenport, die uns nachrief: »Das war nicht geplant. Das ist keine Übung.«

Ich stolperte auf den Korridor, wo sämtliche Lampen blinkten und die Schritte der aufgeregten Schüler wie Donnerrollen klangen. Das, was ich vor mir sah, war alles andere als eine ordentliche Reihe, und ich fragte mich, ob es in dieser Schule jemals eine Brandschutzübung gegeben hatte.

Cherise war neben mir und wir rannten direkt zum Ausgang, um nicht von den anderen niedergetrampelt zu werden. »Das ganze Schulgeld unserer Eltern ... ein Raub der Flammen!«

»Glaubst du wirklich, dass es brennt?«, keuchte ich. »Ich bin doch gerade erst gekommen.«

»Aber bis jetzt war's doch gut, oder? Du hast wenigstens kein Referat schreiben müssen.«

Schließlich erreichten wir den Parkplatz. Dort standen bereits zwei Streifenwagen mit eingeschaltetem Blaulicht, hinter

denen jetzt ein Krankenwagen und drei Löschzüge der Feuerwehr anhielten. In der Ferne hörte ich noch mehr Sirenen. Valley Prep schien ziemlich gut gesichert zu sein. Etwas anderes hätte ich auch gar nicht erwartet. Der gute alte Weston A. Block wusste offensichtlich, was alles passieren konnte.

Die Schüler unterhielten sich lautstark miteinander und sahen immer wieder nervös zu dem Gebäude hinüber. Nichts deutete darauf hin, dass es brannte, aber wenn es keine Übung war, musste etwas passiert sein. Eine Explosion im Chemielabor? Giftgas? Eine Bombendrohung? Das war mal an einer meiner alten Schulen passiert und danach hatten wir zwei Tage freibekommen.

»Angeblich hat jemand in der Aula einen Baum angezündet«, sagte ein Junge hinter mir.

»Und warum habe ich da nicht mitmachen dürfen?«, meinte sein Freund enttäuscht.

Ich reckte den Hals und suchte nach Cherise. Ich hatte versucht, ihr zu folgen, doch sie war plötzlich in der Menge verschwunden. Auf einmal spürte ich eine Hand an meinem Ellbogen. Ich drehte mich um, weil ich dachte, es wäre Cherise.

»Suchst du nach mir?«, fragte der Typ, der an der Hand dranhing.

Es war der Junge mit der zerzausten Surferfrisur und dem Poloshirt, der mir im Innenhof aufgefallen war. »Ähm ... kennst du mich?«

»Ich weiß nicht. Kennst du mich?«, erwiderte er. Dann grinste er und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Jetzt konnte ich sehen, dass er graugrüne Augen hatte, die durch das Blau seines Poloshirts noch betont wurden. Er hatte ein markantes Gesicht, eine nicht ganz gerade Nase und volle, weich geschwungene Lippen, die einen merkwürdigen Kontrast bildeten zu dem kantigen Kinn, auf dem man Eis schneiden konnte.

Ein echt heißer Typ.

Ich atmete tief ein, bekam aber keine Luft in meine Lungen.

Na los. Gehirn einschalten. »Ich hab ja schon so einiges über dich gehört.«

»Was denn?« Er hatte eine tiefe Stimme, in der aber ein warmer Unterton mitschwang, wie geschmolzenes Karamell.

»Du weißt schon. So einiges.« Ich versuchte, so geheimnisvoll wie möglich zu klingen, während ich mich krampfhaft bemühte, mir irgendetwas Geistreiches auszudenken.

Großer Gott, Willa? Ist das alles?

»Von wem? Den Glitterati?«, fragte er. Dann wies er mit dem Kopf hinter sich.

Ich folgte seinem Blick und sah zwei hübsche, perfekt gestylte Mädchen. Sie hielten ihre Smartphones in der Hand und lachten mit der Selbstsicherheit von Leuten, die wissen, dass sie im Mittelpunkt des Interesses stehen.

»Vergiss alles, was sie über mich gesagt haben«, fügte der heiße Typ hinzu. Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder ihm zu. »Es ist alles gelogen.«

»Wer auch immer sie sind.« Ich war etwas verwirrt, was an dem Alarm, an der neuen Umgebung und an diesem ausgesprochen attraktiven Vertreter des anderen Geschlechts vor mir lag. »Wer auch immer *du* bist.«

»Du bist definitiv neu hier, wenn du nicht weißt, wer die Glitterati sind«, antwortete er mit einem Lächeln, das mir irgendwie ironisch vorkam. »Jeder weiß, wer sie sind.«

»Und was ist mit dir?«

»Ich bin eigentlich ziemlich bekannt.« Der Blick aus seinen strahlend grünen Augen ließ meine Knie weich werden.

»Und du bist -?«

»Aidan.« Er hielt mir seine Hand hin, die fest und trocken war. Ganz im Gegensatz zu meiner, die sich inzwischen wohl

wie ein nasser Schwamm anfühlte. »Moment. Lass mich raten. Du heißt Chloe? Nein. Samantha. Jasmine?«

»Willa«, korrigierte ich ihn, während ich versuchte, die Schmetterlinge in meinem Magen zu ignorieren. Dieser Aidan hatte eine merkwürdige Wirkung auf mein Nervensystem. Ich warf ihm einen weiteren verstohlenen Blick zu. Vielleicht entwickelte sich ja eine Freundschaft mit ihm ... oder mehr.

»Willa, herzlich willkommen auf meiner Party«, sagte er grinsend.

»Deine Party?« Ich starrte ihn verwirrt an.

Er deutete auf das Chaos um uns herum. »Genau.«

Offenbar hatte die radioaktive Ausstrahlung dieses Adonis meine Neuronen gewaltig durcheinandergebracht, denn ich verstand plötzlich kein Englisch mehr.

»Und da sind sie auch schon«, sagte er, während er zusah, wie drei Polizisten in Richtung des Schulgebäudes rannten. Vor dem Eingang der Oberstufe hielt ein Löschzug. Ein Feuerwehrmann sprang heraus und lief auf die Tür zu. »Auf die Minute pünktlich.«

Ich sah Aidan an und deutete auf die Rettungswagen und die Polizeiautos. »Moment mal. Meinst du mit Party das hier?«

Er grinste und war offenbar sehr stolz auf sich. »Ist das nicht genial?«

Jetzt zieh bei deinen Hormonen aber mal die Handbremse an, Willa.

Sollte ich etwa beeindruckt sein? Von einem falschen Feueralarm? In welcher Klasse war der Typ eigentlich? In der dritten? Den Trick mit den brennenden Papierhandtüchern kannte ich schon. »Ist das nicht verboten?«

Er zuckte mit den Schultern. »Man ist nur ein Mal in der Abschlussklasse. Schließlich muss ich ja einen Weg finden, um in Erinnerung zu bleiben.«

»Und das machst du, indem du dich von der Schule werfen lässt?«

»Ich werde nicht von der Schule fliegen. Das ist ja das Erbärmliche daran. Mein Dad ist einer der größten Geldgeber dieser Schule.« Schon wieder dieses selbstsichere Grinsen.

»Und was genau willst du damit sagen?«

»Nichts. Meine Taten sprechen für sich.«

Ich machte eine sarkastisch gemeinte Geste mit dem Daumen nach oben. »Na, das nenne ich mal eine kreative Methode, um seinen Vater zu ärgern.«

»Hey, schließlich hab ich euch alle aus dem langweiligen Unterricht herausgeholt.«

Oh, Mann. Lediglich einem ausgemachten Narzissten würde es egal sein, dass er uns wie komplette Idioten aussehen ließ, nur damit er seinen Spaß hatte. Und dabei auch noch genau wusste, dass er keinen Ärger bekommen würde, weil sein Dad mit den Geldscheinen winkte.

»Du kannst dich später bei mir bedanken.« Er blinzelte mir zu und ging davon.

Ich sollte mich bei ihm bedanken? *Pfff*. Dafür, dass ich jetzt hier draußen in der Hitze herumstand und schwitzte? Ich hatte gedacht, dass es vielleicht Spaß machen würde, mit dem Typen etwas zu unternehmen, aber jetzt wusste ich, dass er viel zu eingebildet war. Ich sah zu, wie Aidan zu einem der anderen Schüler ging, der ihm seine Hand entgegenstreckte, um mit ihm abzuklatschen. Vermutlich gratulierte er ihm zu seinem idiotischen Streich.

»Ihr könnt jetzt alle wieder reingehen«, sagte ein Mann im Anzug. Ich ging davon aus, dass es der Schulleiter oder jemand ähnlich Wichtiges war. »Wir haben alles überprüft, es ist alles in Ordnung.«

Plötzlich tauchte Cherise wie eine Fata Morgana in Jeansblau

aus der Menge auf und kam auf mich zu. »Da bist du ja. Wie ich sehe, hast du inzwischen Aidan Murphy kennengelernt. Er ist ein wesentlicher Bestandteil der Erfahrungen, die du an der Valley Prep machen wirst.«

Es war mir wohl deutlich anzusehen, wie verwirrt ich war. »Stimmt mit dem irgendwas nicht?«

Sie zuckte leicht mit den Schultern. »Abgesehen davon, dass er mit jedem Mädchen flirtet, das neu an der Schule ist?«

»Abgesehen davon.«

»Er hält sich für etwas ganz Besonderes«, meinte sie, während sie sich mit den Fingern die Haare aufplusterte. »Allerdings scheinen auch alle auf den Typen zu stehen – zumindest jedes Mädchen in der neunten oder zehnten Klasse.«

»Das kann ich irgendwie verstehen.« Man musste schon eine Sehstörung haben, damit einem nicht auffiel, wie gut er aussah. Cherise und ich liefen mit den anderen zum Eingang.

»Klar, er ist heiß. Aber ich glaube, es liegt daran, dass er reich ist. Der Typ ist aalglatt.«

»Sind denn nicht alle hier reich?«, fragte ich.

»Na ja, es gibt reich und dann gibt es *mein-Dad-ist-Chef-von-MTech-reich*«, erklärte sie. »Das ist eine völlig andere Liga.«

»MTech? *Die* MTech, die Firma, die diese Antivirensoftware erfunden hat?« Vor Kurzem hatte ich eine Dokumentation über das Unternehmen im Fernsehen gesehen, darüber, wie es die Computersicherheit revolutioniert hatte, und dass sein Chef – allem Anschein nach Aidans Vater – so etwas wie der Steve Jobs der Zukunft war.

»Genau die.« Ich konnte Cherise ansehen, dass sie noch mehr zu diesem Thema zu sagen hatte, denn sie hatte die Lippen zu einem verkrampften Lächeln zusammengepresst. Stattdessen meinte sie: »Die erste Stunde ist vermutlich vorbei. Was hast du in der zweiten?«

»Geologie.«

Sie deutete auf ein frei stehendes Gebäude mit Sonnenkollektoren auf dem Dach. »Das ist da drüben.«

»Danke, dass du dich um mich gekümmert hast«, sagte ich zu Cherise, die ich sehr sympathisch fand. Sie war voll in Ordnung. Ich hatte mir eindeutig die Richtige ausgesucht, um mich auf dem Parkplatz heute Morgen fast umbringen zu lassen.

»Gern geschehen.« Sie lächelte verschmitzt und tätschelte mir den Rücken. »Willkommen in der Valley Prep, junge Dame. Du hast noch viel zu lernen.«



Das Haus in der Morning Glory Road war so ziemlich das Schickste, was ich je aus der Nähe gesehen hatte (von Übernachten gar nicht erst zu reden). Im Laufe der Jahre hatte ich die gesamte Bandbreite billiger Wohnmöglichkeiten kennengelernt. Mal war es ein Hochhaus mit heruntergekommenen Mietwohnungen, dann ein Wohnwagen in einem Trailerpark und einen kalten, verregneten Sommer in Oregon lang sogar mal unser Auto. Unser letztes Haus in Colorado war ein kleiner Bungalow mit zwei winzigen Schlafzimmern und Schimmel an der Badezimmerdecke gewesen.

Wir sind Freigeister, sagte meine Mom immer. Künstler machten sich keine Gedanken wegen Schimmel. Wir gingen dorthin, wohin der Wind uns trug. Ich allerdings fand den Schimmel im Bad trotzdem eklig und außerdem war ich mir ziemlich sicher, dass sie eher ein Hippie war als ich, aber egal. Wir waren zusammen, meine Mom und ich, und das war alles, was zählte.

Doch dieses Haus war etwas ganz anderes. Es war lang und niedrig, in der Form eines gequetschten U, und mit richtigen Dachziegeln im spanischen Stil. Zwei große Palmen standen davor und von der Einfahrt führte ein überdachter Weg zur Haustür. Durch riesige Fenster strömte Licht von der Rückseite

bis zur Front des Hauses. Es sah aus wie die Villen in Architekturzeitschriften oder diesen Dokuserien über wahre Kriminalfälle, in denen jemand ermordet wird und alle fassungslos sind, weil die Wohngegend so wahnsinnig exklusiv ist.

Nach der Schule schob ich mein Fahrrad die Einfahrt entlang und lehnte es gegen das Garagentor. Jedes Mal, wenn ich durch die Haustür trat, fühlte ich mich, als wäre ich hier nur zu Gast, und noch immer bekam ich ein merkwürdiges Kribbeln zwischen den Schulterblättern.

Als ich im Haus war, kam mir die kühle Luft der Klimaanlage wie ein eifriger Diener entgegen. Inzwischen war ich mir ganz sicher, dass der Lebensstil von Freigeistern überbewertet wurde.

Das Haus wurde voll möbliert vermietet, aber es war alles sehr stilvoll, mit schicken Stühlen und Sofas – nicht so wie die Wohnungen, in denen wir in den letzten Jahren gelebt hatten. Ich ging durch das riesige, einige Stufen tiefer gelegene Wohnzimmer in den angrenzenden Raum, der einen deckenhohen offenen Kamin und verglaste Schiebetüren zum Pool hatte. Unserem eigenen Pool. Glitzerndes türkisfarbenes Wasser, in dem ich schwimmen konnte, wann immer ich wollte. Sobald ich mit meinen Hausaufgaben fertig war, wollte ich anfangen, an meiner Bräune zu arbeiten.

»Mom?«, rief ich und wunderte mich über das Echo, das meine Stimme in den vielen Räumen verursachte. In diesem Haus war es tatsächlich möglich, sich aus den Augen zu verlieren. Das war etwas Neues.

Keine Antwort. Ich ging in die Küche, die mit einer großen Herdinsel, brandneuen Geräten und einem Boden aus Terrakottafiesen ausgestattet war. Meine Mutter hatte mir wie immer einen kleinen Snack auf die Arbeitsplatte gestellt. Mit einem breiten Grinsen nahm ich mir einen von ihren berühmten

Cookies mit ungerösteten Cashewnüssen und biss hinein. Er war weich und süß. Konnte es sein, dass hier auch das Essen besser schmeckte? Schließlich waren wir hier in Paradise Valley, mitten im Paradies also.

Einige Meter hinter der Küche grenzten ein Hauswirtschaftsraum – der einen Zugang zur Garage hatte – und das größte Schlafzimmer des Hauses an (auf der Website des Immobilienmaklers wurde es als »Suite« bezeichnet). Es hatte einen kleinen Ankleidebereich, zwei Wandschränke und ein gigantisches Badezimmer, in dem wir ohne Probleme all unsere Sachen untergebracht hätten, vor allem jetzt, nachdem meine Mom noch ein paar ihrer Lipglossfläschchen weggeworfen hatte. Wir hatten aber auch vorher nicht viel gehabt, da meine Mutter immer darauf achtete, dass wir nicht zu viel Geld für unnütze Dinge ausgaben, und mir ständig predigte, ich solle nicht zu viel anschaffen – was heißen sollte, nur so viel, wie wir zu unserem nächsten Ziel mitnehmen konnten.

Mein Schlafzimmer hatte zwar nur einen Wandschrank, aber dafür war es ein riesiger begehrter Kleiderschrank, der mit Regalen und kleinen Schubkästen zum Aufbewahren meiner Sachen ausgestattet war. Daneben lag ein Bad mit einer überdimensionierten Dusche, deren Seitenwände komplett aus Glas bestanden. Die Fliesen waren aus Marmor und der Duschkopf war an der Decke befestigt und gab einen regenartigen Strahl von sich, der bei meinen Haaren schon Wunder gewirkt hatte.

Ich warf meinen Rucksack auf das Bett und ließ mich danebenfallen. Als ich meine Stiefel auszog, fragte ich mich, was genau in dieser Matratze drin war, das sie so weich und gleichzeitig so fest machte. Ich fühlte mich wie eine verwöhnte Prinzessin, während ich an die weiß gestrichene Decke über mir starrte. Bis jetzt kamen Arizona und ich sehr gut miteinander aus.

»Mom?«, versuchte ich es noch einmal.

»Ich bin hier drin, Schätzchen«, rief sie.

Ich fand sie schließlich im mittleren Schlafzimmer, aus dem sie ihr Atelier-Schrägstrich-Büro machen wollte. Offenbar hatte sie schon damit angefangen, das Atelier einzurichten, denn sie stand vor ihrer Staffelei und wischte gerade mit einem Lappen einen Pinsel ab, als ich hereinkam. Sie trug alte Jeans und ein ausgebleichenes T-Shirt – ihr normales Outfit, wenn sie malte. Ihre blonden Haare waren zu einem unordentlichen Pferdeschwanz zusammengebunden, weil sie nie die Geduld hatte, sie trocken zu föhnen.

Ich hatte die gleichen blonden Haare, aber meine waren länger und ein kleines bisschen welliger. Meine Mom war zwar größer als ich und wirkte viel eleganter, aber dass wir miteinander verwandt waren, sah man auf den ersten Blick – die Haare, die haselnussbraunen Augen und die runden, mit Sommersprossen übersäten Wangen verrieten uns sofort.

»Ich weiß, eigentlich sollte ich heute die Umzugskartons auspacken, aber dann habe ich einen Blick aus dem Fenster geworfen und dieses Licht hat mich geradezu angesprungen. Ich konnte mich einfach nicht mehr losreißen«, sagte sie. »Sieh dir das doch mal an!«

Ich sah es mir an und grinste bis über beide Ohren. Wir hatten uns wohl beide in diesen Ort verliebt.

Dann betrachtete ich ihr neuestes Werk. »Das sieht toll aus«, meinte ich.

Es war abstrakt, wie alle ihre Bilder, eine Landschaft mit zerfließenden Flecken in kräftigen Edelsteinfarben. Der Boden ging wie gefärbte Baumwolle in den Himmel über. Sie sagte immer, alles sei Energie und deshalb könne man etwas Lebendes gar nicht richtig auf Papier bannen – sondern lediglich den »Eindruck«, den man von den Dingen habe. Ich sah mir ihre

Bilder gern an, weil ich dann das Gefühl hatte, ich würde einen Blick in ihr Gehirn werfen und erfahren, wie sie die Welt sah.

»Und? Wie war's?« Sie rieb die Hände aneinander. »Ich will jedes Detail hören.«

Ich wusste nicht genau, wo ich anfangen sollte. »Toll. Es gibt dort echt alles. Hast du gewusst, dass die Schule ein Filmstudio hat? Und einen Radiosender? Und eine Eislaufhalle?«

Sie lächelte vielsagend. »Du willst gar nicht wissen, was ich alles anstellen musste, um dich in diese Schule zu bekommen.«

»Du hast recht, ich will es nicht wissen.« Ich sah sie misstrauisch an. Manchmal waren ihre Methoden etwas, na ja, sagen wir mal, *suspekt*.

»Und die Leute?« Sie setzte sich auf den Schreibtisch, beugte sich vor und stützte das Kinn in ihre rechte Hand.

»Ich hab schon ein paar von den Schülern kennengelernt. Ein Mädchen, das, glaube ich, voll in Ordnung ist. Und dann war da noch so ein Typ ... ich weiß nicht, er war irgendwie ... bemerkenswert.«

»Ein Junge?« Eine ihrer Augenbrauen schoss in die Höhe.

»Nicht so«, versicherte ich ihr schnell. Ich wusste nicht einmal, warum ich überhaupt damit angefangen hatte. Bisher hatte es nie »so« jemanden gegeben. Wir waren derart oft umgezogen, dass ich nie die Chance auf »so« einen Freund gehabt hatte. Klar gab es hin und wieder ein paar Jungs, für die ich schwärmte. In der Regel waren das ganz lockere, zurückhaltende Typen. Dieser Aidan allerdings war ganz anders. Er war so verdammt sexy, dass er in eine völlig andere Kategorie gehörte.

»Aber ein Freund?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

Meine Mom hatte auf diesem Gebiet auch nicht viel mehr Erfahrung als ich. Sie ging nicht oft mit Männern aus. Zwischen uns war das so etwas wie ein Tabuthema.

In Grundzügen kannte ich die Geschichte natürlich. Ich hatte sie schon tausendmal gehört: Meine Mutter war von ihrem Freund schwanger geworden, als sie noch an der Highschool gewesen war, und hatte die Schule abgebrochen, um mich zu bekommen, obwohl ihre Eltern dagegen gewesen waren und sie schließlich enterbt hatten. Der Junge – also der, dessen Genmaterial ich bekommen habe – hatte sich schon aus dem Staub gemacht und freiwillig zum Militär gemeldet, als sie von zu Hause weglief. Sie hatte nie wieder etwas von ihm gehört.

»Wir sind einfach getrennte Wege gegangen«, war die Erklärung meiner Mom.

Abgesehen davon sprach sie nur selten von ihm. Ich wollte natürlich mehr über ihn wissen, was allerdings nicht daran lag, dass ich diese Ich-werde-vor-deiner-Haustür-stehen-wenn-ich-achtzehn-bin-Fantasien hatte. Es war eher eine vage Hoffnung, dass sich unsere Wege eines Tages vielleicht mal kreuzen würden. Da er jedoch nie zu meinem Alltag gehört hatte, vermisste ich auch nichts.

Wir waren immer nur zu zweit gewesen. Nicht gerade die typische amerikanische Familie, aber meine Mom tat alles, was sie konnte, damit es funktionierte. Was mich anging, brauchten wir keinen Mann im Haus. Wir lebten unsere eigene Version der Gilmore Girls.

»Beim Malen habe ich jedes Gefühl für die Zeit verloren ... Aber jetzt sollte ich mich wirklich langsam mal an die Arbeit machen.« Ich folgte ihr ins Wohnzimmer, wo sie auf die Umzugskartons deutete, die überall im Raum herumstanden. »Die Sachen werden sich nicht von selbst auspacken.«

»Ich helfe dir«, bot ich an. Dann kniete ich mich vor einen Karton und holte ein paar Bücher heraus.

»Ich dachte, wir könnten das Foto, das ich im Tillamook State Forest aufgenommen habe, dort drüben über die Couch hän-

gen«, schlug sie vor, während sie mit den Händen einen Rahmen andeutete. »Und der Navajo-Teppich würde doch gut in das Kaminzimmer passen, oder? Ich suche auch noch ein paar von meinen Bildern aus, die wir aufhängen können.«

»Ja, Ja und noch mal Ja.« Ich wollte unbedingt ein paar Bilder meiner Mutter an den Wänden unseres neuen Hauses sehen. Jahrelang hatte sie versucht, mit ihren Arbeiten bekannt zu werden. Ihr Traum war endlich wahr geworden – dieses Haus war der Beweis dafür – und das sollte sie jetzt auch genießen.

»Übrigens, ich habe mich heute noch etwas über die Umgebung informiert. Hast du gewusst, dass es hier in einem Umkreis von fünfzehn Kilometern zehn Skigebiete gibt?«

»Wir fahren doch gar nicht Ski«, erinnerte ich sie, während ich die Bücher neben mir zu einem Turm stapelte. »Deshalb waren wir auch mit ziemlicher Sicherheit die schrägsten Typen in ganz Colorado. Sind wir eigentlich deshalb weggegangen? Du kannst mir ruhig die Wahrheit sagen.«

Meine Mom kicherte. »Ich schwöre dir, dass sie uns nicht aus Colorado rausgeworfen haben. Wir sind freiwillig gegangen.«

»Mom, bist du sicher, dass wir uns das hier leisten können?«, fragte ich mit einem Blick auf den Pool im Garten. Unser Leben hatte sich dramatisch verändert. In den letzten Tagen war ich so aufgereggt gewesen, dass ich mir keinerlei Gedanken gemacht hatte, doch jetzt war ich beunruhigt und fragte mich, ob sie nicht vielleicht etwas übertrieb.

»Aber natürlich, Schätzchen.« Sie strahlte mich an. »Genau dafür haben wir uns all die Jahre eingeschränkt und immer nur gespart: für ein schönes neues Leben. Wir haben einfach Glück, dass der Immobilienmarkt am Boden liegt und Arizona gerade so günstig ist. Und Valley Prep ist eine großartige Schule – sie soll zu den besten Schulen des Landes gehören. Du bist auf dem besten Weg in ein gutes College.«

»College«, wiederholte ich. Ich griff in den Karton, zog ein paar zerknüllte Zeitungen heraus und glättete die Seiten. Ich war so damit beschäftigt gewesen, mir auszumalen, wie unser neues Leben aussehen würde (Lebensmittel aus dem Biosupermarkt, Kabelkanäle im Überfluss, vielleicht sogar ein teurer Friseur), dass ich die Pläne meiner Mutter völlig ignoriert hatte. Valley Prep sollte mich auf die Zukunft vorbereiten.

Schluck. Irgendwie fühlte ich mich unter Druck gesetzt.

»Ich war so jung, als ich dich bekommen habe, Willa – nicht, dass mir das leidtun würde, um nichts auf der Welt –, aber weißt du, die Möglichkeiten, die du jetzt hast, hatte ich nie. Auf der Website von Valley Prep steht, dass man mit einem Abschluss von dort an jedem College angenommen wird. Wenn du möchtest, kannst du sogar nach Harvard oder Yale gehen.«

»Jetzt übertreib's nicht gleich«, sagte ich. »Dafür müsstest du noch eine Menge Bilder malen.«

Die Zukunft war so eine Art rotes Tuch für mich. Die Gegenwart – diese hier, dieser Augenblick, mit all diesen unglaublichen Dingen um uns herum – war mir lieber. Ich stand auf und sammelte das Zeitungspapier zusammen, um es in die Küche zu bringen. Neben dem Abfalleimer für Restmüll ließ sich eine Tür aufschieben, hinter der ich einen Behälter mit drei Fächern zur Mülltrennung fand.

»Hast du das gesehen?«, rief ich mit einem ungläubigen Lachen. »Hier hat sogar der Abfall sein eigenes Zimmer!«

»Ich hab's gesehen«, rief sie. »Einen Komposthaufen gibt es allerdings nicht, aber ich werde mir schon was einfallen lassen.«

»Nicht in der Nähe des Pools, bitte«, wandte ich ein, während ich mir in Gedanken einen stetig wachsenden Haufen vor sich hin müffelnder Lebensmittelreste auf der Terrasse vorstellte.

Elisa Ludwig
Pretty clever
Klappenbroschur, 352 Seiten, Format 14.0 x 21.5 cm
€ 12.95 (D), € 13.40 (A), CHF 18.90
Januar 2013

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.